

BLANCA ASTURIAS

MIGUEL ANGEL ASTURIAS, LEBEN UND ARBEIT

Miguel Angel Asturias liebte das Leben. Und wenn ich Leben sage, so meine ich nicht nur den Akt der bloßen menschlichen Existenz. Das Leben war für ihn ein ungeheures Wunder. Eine Phase in dem gewaltigen Akt der Weltschöpfung. Der Teil des Lichts, der Tageshelle. Da war auch noch ein anderes Wunder, «das des denkenden Menschen», für den jeder Tag eine Entscheidung ist, «So wurden wir geschaffen / geschaffen, Samen zu streun / in die Furche / und Steine ins Meer . . . Geben ist lieben / verschwenderisch geben / auf jeden Wassertropfen / mit einem Sturzbach erwidern . . .» Jeden Tag dieses «große Wunder und Mysterium», das für ihn das Vorrecht war zu leben, «einen Tag zu genießen» . . . «Löst die Hände dieses neuen Tags und übergibt ihn den Sterblichen» . . . Wie könnte man diese Liebe zum Leben besser zum Ausdruck bringen, als er es in seinem Gedicht «Tagesbeginn im Delta des Paraná» getan hat?

Sag mir, Morgenröte,
Granatapfel, dem weichen Raum geöffnet,
den die schon warmen Flügel enträtselfen,
wo beginnt der Tag,
wann beginnt der Tag,
wie beginnt er, entsteht
diese neue Freude?

Er stand immer sehr früh auf. Er war ein Morgenmensch. «Meine lichten Stunden», sagte er, «sind die des Morgens. Wenn ich in einer schöpferischen Phase bin, wenn ich einen Roman, ein Gedicht, eine Erzählung oder auch nur einen Zeitungsartikel mit mir herumtrage — journalistische Arbeit hat mich immer leidenschaftlich begeistert, durch sie lernt man, die Sprache zu beherrschen und sich präzise auszudrücken, sie ist eine unentbehrliche Schulung für jeden, der ein guter Schriftsteller werden will . . . Wenn ich also in einem schöpferischen Zustand bin, muß ich sehr früh aufstehen und all das, was während des Schlafs in meinem Kopf herangereift ist, in dieser wachen Klarheit niederschreiben, die ich als den Normalzustand des schöpferischen Menschen ansehe.»

... zeigt mir die Grenzen der Zeit
den Augenblick der großen Freude,
damit den Wissenden ich zugehörig bin,
der erwacht mit Licht auf seinen Augen,
sicher seiner endlosen Zweifel,
tierhaft weich und ganz zufrieden
im Augenblick, an dem der Tag erwacht.

Und in diesem anderen Gedicht, «Die Mahlzeit auf der Insel der Frauen»:

Ich habe, ich habe einen Tag, einen Tag, einen neuen Tag . . .
Ich steige noch empor, das Leben ist ein Geschenk,
ohne Bedauern soll man die nächtliche Haut
mit der Haut entfalteter Segel vertauschen . . .

Das war in den Tagen von Yukatan, Tagen der Erleuchtung, der Erhebung, der tiefen Liebe zu seiner Verwurzelung in der einheimischen Bevölkerung. Diese Tage glichen der Zeit, da wir an der Paraná-Mündung lebten, in einem kleinen Landhaus, Shangri-là genannt, das mir bereits gehörte, als ich ihn noch nicht kannte. Dieser Landstrich gegenüber dem breiten Rio Sarmiento war einer seiner Lieblingsaufenthalte. Hier brachte er einen großen Teil seines Werkes zu Papier, «Die Maismänner», «Weekend in Guatemala», und später «Der grüne Papst», «Die Augen der Begrabenen» und «Mulata de tal». Dieser letzte Roman wie auch «Maladrón» blieb nach unserer überstürzten Abreise von Buenos Aires mehrere Jahre hindurch verschwunden. Wir gingen damals wiederum ins Exil, so daß sich unter erschwerten Bedingungen das gleiche wie beim Sturz der demokratischen Regierung von Oberst Jacobo Arbenz wiederholte. Und ich kann diesen Namen nicht nennen, ohne daran zu erinnern, wie sehr Miguel Angel (und wie sehr wir beide) ihn liebte, welche Bewunderung und welchen Respekt ihm dieser aufrechte, redliche, ehrliche Mann einflößte, Symbol und Modell dessen, was seiner Meinung nach ein lateinamerikanischer Staatsmann sein mußte. «Die Irrtümer, die ihm von manchen Seiten zugeschrieben wurden, waren die seiner Unbeugsamkeit und seiner Überzeugungstreue», zwei der charakterlichen Stärken, die Asturias am höchsten schätzte.

Miguel Angel arbeitete immer mit Leidenschaft, in einer Art Besessenheit, in der er sich von allem Materiellen löste und die mich zur Zurückhaltung veranlaßte, obgleich ich wußte, daß er keine Seite und keine Strophe schreiben würde, ohne

sie mir unverzüglich vorzulesen. Ich bemühte mich, ihn nie in diesem schöpferischen Zustand zu stören, bis er mich rief.

Von seinem großen und starken Körper ging etwas Weihevolltes aus; unwillkürlich fühlte ich mich als Fremdkörper in dieser schöpferischen Atmosphäre, und ich beobachtete immer respektvolles Schweigen, während ich auf seinen Ruf wartete. Miguel Angel war eher beherrscht und schweigsam, besaß aber nichtsdestoweniger ein enormes Mitteilungsvermögen, das es mir erlaubte, die Botschaft seiner Schöpfungen zu begreifen, als habe er sie mir in einer stummen Sprache diktiert. Nichts lag ihm in einer gewissen Mystifizierung seiner Verantwortlichkeit ferner, als das Metier des Schriftstellers für einen bloßen Zeitvertreib zu halten. Tiefinnerlich war er davon überzeugt, «Die Große Sprache» seines Stammes und, unter gewissen historischen Umständen, «Die Große Sprache» seines Amerika zu sein, des

Amerika, das uns gehört,
Land der Verbannten, der Gefängnisse, der Foltern . . .

Land der Tyrannen und Ausgebeuteten,
besetztes Land,
Land einiger und nicht aller . . .

Land der Heere von Unbekleideten
Land der Heere von Obdachlosen,
Land so vieler und so vieler Hungernder,
unser Amerika . . .

Seine Romane trug er lange mit sich herum. Fragte ihn jemand, wie er sie ausarbeite, antwortete er: «Jeder Roman ist wie ein Kind, das lange Zeit über wächst, ohne daß man genau voraussagen kann, wann und wie es das Licht der Welt erblicken wird. Das ist auch ein Problem des Handwerklichen. Ich arbeite Stunde um Stunde, gehe von meiner Inspiration aus und mache mich dann an die technische Durcharbeitung. Man kann einen Roman nicht direkt schreiben, vom Blitz der Eingebung getroffen. Die kritische Einstellung muß in jedem Augenblick gegenwärtig sein, um ihn zu formen, stimmig zu machen und zu beurteilen. Das ist gleichzeitig eine handwerkliche und poetische Anstrengung, ein doppelter Kampf, denn man muß sich sowohl von seinem inneren Chaos wie vom Chaos der Materie, der man Form verleihen will, befreien.

Man kann einen Roman mit einer mühsam erreichten Erleuchtung zwischen zwei chaotischen Zuständen vergleichen, und daher schwankt der Schriftsteller auch ständig zwischen Enthusiasmus und Entmutigung. Jede Seite, jedes Kapitel stellt neue Probleme, und bis der Romancier den Roman für vollendet hält, kann er den ganzen Roman jedes Mal, wenn ihm Zweifel kommen, jedes Mal, wenn er sich zum Schreiben hinsetzt, jedes Mal, wenn er ihn durchliest, in Frage stellen und aufs neue beginnen.»

Die Arbeit an dem Roman «Der doppelte Bastard» (*Dos veces bastardo*) hat er länger als zehn Jahre vorbereitet. Nur zwei Drittel des Romans wurden abgeschlossen. Die letzten Seiten schrieb er unter großer Anstrengung, denn seine Krankheit hatte ihn schon sehr geschwächt. Als er nicht mehr schreiben konnte, diktierte er mir weitere Teile des Romans. Leider sind viele dieser handgeschriebenen Fragmente unter unerfreulichen — um nicht zu sagen schmerzlichen — Umständen aus unserer Pariser Wohnung verschwunden, wie wir feststellen mußten, als wir mit der sterblichen Hülle Asturias' nach Frankreich zurückkehrten. Glücklicherweise hatte er in einer der letzten Nächte, in denen er noch klar zu denken vermochte, mit eigener Hand geschrieben: «Heute, um halb eins nachts, habe ich mit Blanca im Hotel Richmond in Madrid die Lösung der ‚Zweiten Bastardisierung‘ gefunden» und mich für den Fall, daß sich sein Leiden verschlimmerte, gebeten, eine Zusammenfassung dessen niederzuschreiben. Er hoffte, diesen Roman noch beenden zu können, der ihn lange Jahre hindurch ununterbrochen beschäftigt hatte, ein meisterhaftes Werk, in dem er seinen Protest gegen den blinden Egoismus unserer Bourgeoisien geballt zum Ausdruck bringt. Ich glaube, daß die stilistische Originalität und der schöpferische Geist des Romanciers in diesem Werk eine neue Dimension erreicht haben.

Viele Themen des Romans kreisen um das Denken und Fühlen des Romanciers in mehr oder weniger bewußten Daseinsbereichen. Diese Überlegungen wurden durch äußere Vorkommnisse, persönliche Erfahrungen, Lektüreeindrücke und manchmal auch durch die Erinnerung an weit zurückliegende Schockerlebnisse hervorgerufen. Plötzlich nehmen diese Eindrücke Gestalt an, und es entsteht das geistige Klima, in dem Romane geschaffen werden. Ein, wie Gide sagt, Schwindelgefühl der Leere, dieser Moment, in dem der Romancier mit etwas Abgeschlossenem bricht und . . . im Leeren zurückbleibt. Dann, plötzlich, die Erleuchtung: Die zentrale Idee kristallisiert sich heraus, und der Romancier spürt, daß das Werk in ihm bereits lebt, daß es vorgebildet ist und daß er mit der Niederschrift beginnen kann . . .

Der Romancier erfindet nicht bloß irgend etwas, er schafft ein Romanuniversum mit den unbegrenzten Ausmaßen möglichen Lebens. Nur das ist wirkliches Schaffen. Der Romancier, Schöpfer neuen Lebens, ist nicht länger Sklave seiner Erinnerungen, seiner Freuden und Leiden, all das sind für ihn nur noch Erfahrungen, die ihm als Ausgangspunkt für das Erschaffen neuer Existenzen dienen. Zwar bringt er seine Gestalten aus sich selbst hervor, aber es entstehen Wesen mit eigenem Lebensanspruch. Verlorene Söhne, die freie Verfügungsgewalt über ihr Schicksal fordern.

Ein Beweis der strengen Maßstäbe, nach denen er seine Werke beurteilte, ist die Unzahl von Gedichten, Ideen, Reflexionen und Erzählungen, die er unveröffentlicht ließ.

An seinem vorletzten Roman, «Maladrón», arbeitete er fast zehn Jahre. Er vertiefte sich dabei in die Lektüre der «Heterodoxes» von Menendez y Pelayo, um fundierte Aussagen über die Sekte der Epikuräer machen zu können, der einige seiner Romangestalten angehören, die auf der Landenge von Mittelamerika die unterirdische Verbindung zwischen den beiden Ozeanen finden wollen. Ebenso ausführliche Jazzstudien gingen der Szene in «Die Augen der Begrabenen» voraus, in der Bobby Thompson zum ersten Mal mit der Mulattin schläft, weil er hier Worte, Gesten, das leidenschaftliche und wollüstige Stöhnen mit Musik verbinden wollte . . .

Wörter waren für ihn nicht nur sinnvolle Bezeichnungen für Sachen, sondern auch ein geheimnisvoller Widerhall der phonetischen Funktion, damit bei ihrer bloßen Nennung mit magischer Gewalt ein animistischer Zustand herbeigeführt werde.

Hart in seinen Selbstanforderungen, sogar was seine Arbeitszeit betraf, setzte er sich jeden Morgen unfehlbar drei oder vier Stunden an die Schreibmaschine und unterbrach seine Arbeit nur zum Frühstück. Das war mit dem Genuß des Kaffees, des Safts seiner Heimerde, ein beinahe rituelles Mahl. Durch einen glücklichen Umstand erhielten wir einmal von einem Freund aus Guatemala, einem seiner Kumpel, wie er ihn nannte, eine große Sendung Kaffee. Wir rösteten ihn jeden Abend und mahlten ihn jeden Morgen, damit das köstliche Getränk nichts von seinem Duft verlöre. Der Hochgenuß, mit dem er seinen Morgenkaffee trank, war ein Teil des Rituals, mit dem der neue Tag begann. Miguel Angel las viel, während aller Ruhepausen, die seine Arbeit ihm ließ. Er las alles . . . Gedichte, Erzählungen, Geschichtswerke, Essays, literarische und wissenschaftliche Zeitschriften. Sein Interesse für alle möglichen Probleme spie-

gelte sich in seinen Zeitungsartikeln wider und verlieh ihnen einen so besonderen Akzent, daß er selbst bei Spezialisten und Universitätswissenschaftlern Aufmerksamkeit erweckte.

In erstaunlicher Ordnung behielt er alles Gelesene im Gedächtnis, ohne daß diese Beschäftigung mit Gegenständen, die außerhalb seiner künstlerischen Produktion lagen, und vor allem die Aufmerksamkeit, mit der er weltpolitische Ereignisse verfolgte, den Schaffensprozeß beeinträchtigten. Besonders bewunderte ich ihn dafür, daß er bei voller Ausübung eines öffentlichen Amtes, bei Kenntnis aller äußeren Umstände, über die er sich mit wacher und aktiver Aufmerksamkeit auf dem laufenden hielt, instande war, auf irgendeinem Zettel oder auch nur einem Metrofahrschein Sätze seiner Romane, Gedanken oder Gedichte zu notieren, als ob er an nichts anderes als ebendies gedacht hätte. Das war eine Art magischer Verdopplung, bei der ein Teil seines Bewußtseins außerhalb des alltäglichen Arbeitsablaufs blieb und sich der schöpferischen Arbeit widmete.

All seine Themen hatten eine gemeinsame Wurzel in der Thematik seines Volkes, der Thematik seines Amerika, seines Lateinamerika, eine Bezeichnung, die er Spanisch-Amerika vorzog, weil sie Brasilien und die Antillen mit einschloß. Obwohl er sich so sehr als Indio fühlte, liebte er die spanische Sprache leidenschaftlich. «Die schönste aller Sprachen», sagte er in einem Vortrag, «ist die der Heiligen Therese, des Fray Luis de Leon, des Cervantes und Quevedo.» Er studierte die spanische Sprache mit unermüdlichem linguistischem Interesse und suchte ständig neue Symbole.

Hier steht der heutige Schriftsteller. Bei der Suche nach aktiven Wörtern. Eine andere, neue Magie. Der Dichter und Schriftsteller, der mit aktiven Wörtern arbeitet. Er taucht im Leben, in seinen unterschiedlichen Erscheinungsformen unter. Nichts Vorfabriziertes. Alles in brodelnder Bewegung. Es geht nicht darum, Literatur zu machen, die Dinge durch Wörter zu ersetzen. Wort-Dinge muß man suchen. Und dazu kommen noch die Probleme des Menschen. Es ist unmöglich, dieser Aufgabe auszuweichen. Der Mensch und seine Probleme. Fordert keine Ahnenreihen von uns, keine Bekenntnisse zu irgendeiner Schule, keine Abhandlungen. Wir stellen euch die Möglichkeiten einer Welt vor. Überprüft sie! Dialog oder Romanintrige sind ihre eigenartigen Bewegungsformen. Und das eigenartigste ist, daß ihre unaufhörliche Herausbildung im Laufe der Zeitalter niemals aufgehört hat.

Wenn ich ihn manchmal darauf aufmerksam machte, daß er, wenn er französisch sprach, die Kongruenz von Substantiv und Adjektiv außer Acht gelassen habe, antwortete er mir jedesmal: «Mein Leben reicht schon nicht aus, um all dem nachzugehen, was ich von meinem geliebten Spanisch wissen möchte.» Er bereicherte es auf seine Weise, mit dem Nuancenreichtum seiner eigenen Wortbildungen, mit der Musikalität der köstlichsten volkssprachlichen Ausdrücke Mittelamerikas und Mexikos und mit den typisch argentinischen Wendungen, die er so gut kannte.

Er schrieb viel, stellte aber höchste Ansprüche an sich selbst. Oft mußte ich ihn mühsam davon überzeugen, daß die letzte Version nicht immer die beste ist und er zur ersten zurückkehren möge.

Seine Gedichte überarbeitete und korrigierte er immer wieder. Bei einigen hätte er am liebsten die unterschiedlichen Versionen veröffentlicht, und ich glaube, daß es für Asturias-Spezialisten sehr interessant sein müßte, die Varianten miteinander zu vergleichen, von denen eine so gelungen wie die andere ist und die also die Wahl schwer machen.

Ich meine, daß das Leben für ihn so intensiv und schön war, daß es einem ständigen Schöpfungsakt gleichkam. Ich habe viele bewunderns- und liebenswerte Künstler gekannt, aber bei wenigen hatte ich das intensive und deutliche Gefühl, daß ihr Leben einer solchen Mission diene.

Singen, erzählen . . . das heißt, die Morgenröte wecken . . . Der Romancier ahmt nicht nur nach, er erfindet auch, er schafft eine Welt, ein Universum mit eigenen Gesetzen, eigener Ordnung, eigenem Zusammenhang . . . das zerbrechlich ist, so zerbrechlich, daß es sich jeden Moment auflösen kann . . . Hier treffen sich Romancier und Dichter . . . und Weltenschöpfer. Und warum auch nicht: die Realität, die Welt, die sich der Dichter kraft seiner beschwörenden Macht als intakte, vollständige Form aneignet, erscheint im Roman verschwommen und wirt, und wir nehmen sie erst allmählich wahr. Der Romancier ist kein Gefangener, sondern er steht am Kreuzweg, kann viele Wege wählen, und dort beginnt sein Abenteuer. Jeder Roman ist ein außergewöhnliches Abenteuer Singen, erzählen, erzählen von dem, was uns gehört, dafür sorgen, daß die Welt uns kennenlernt und uns versteht.

Und in dieser Hinsicht war ihm im Leben viel vergönnt, ihn hörte man, ihm folgte man, ihn liebte und las man in allen Volksschichten. Darum habe ich mir vorgenommen, den Weg, den wir gemeinsam zurückgelegt haben, in einer

Erzählung nachzuzeichnen und die Zwischenfälle und Zusammentreffen festzuhalten, den Anekdotenreichtum seiner Dialoge mit einfachen Menschen, die ihn auf der Straße ansprachen, um ihm ihre begeisterte Zustimmung zu seinen Büchern und Artikeln auszudrücken, und die Briefe, in denen man ihn zu bestimmten Themen beglückwünschte. Besonders jenen Artikel in der Madrider Zeitung «ABC», in dem er gegen die Verwendung von Wörtern protestierte, die das «schöne Spanisch» entstellten, das er liebte und verteidigte. Er erhielt Hunderte von Briefen, auch Briefe von Adligen mit einem «Bravo, Don Miguel, seien Sie der Schirmherr unserer Sprache! . . . Weiter so!»

Als Schriftsteller habe ich einen Kreuzzug unternommen . . . Ich war der Inbegriff des Fabulisten, aber ich vergaß dabei nicht den Dialog mit Studenten, Handwerksmeistern, Journalisten, mit all jenen, die unsere Welt und unsere Zeit kennenlernen wollen. Unsere Romane setzen nicht nur die ältesten Mythen wieder in Bewegung, sondern auch die gegenwärtige Existenz unserer Völker, erzählen von ihren Leiden und Forderungen, aber auch von ihren Hoffnungen. Uns ist es gelungen, unsere Bücher zu einer Notwendigkeit für die Menschen der ganzen Welt werden zu lassen . . . Morgen werden Schatten erstehen und fragen: «Und die Zeit?» Dann wird es keine Zeit mehr geben. Sie werden die Zeit suchen, wenn es keine Zeit mehr gibt. Knochenhaufen, Insekten, die sich gegenseitig vertilgen, und eine Blume ohne Stiel, eine schwimmende Blume, Amerika, unser Amerika, Blume des Hügels, du Blume . . . Endpunkt des nicht mehr vorhandenen Menschen. Aber die Hügel und die Städte sind von Wörtern bevölkert. Alles wimmelt von Tönen . . . Wörter, die ins Fleisch, in die Knochen des Menschen eindringen, des Menschen, der nie mehr gleichgültig sein wird.

Seine Umwelt und seine Lebensumstände nährten jeden Tag aufs neue den Schmerz in ihm, sich so weit von seiner Heimat und von seinem Volk entfernt zu wissen, nährten seinen untröstlichen Schmerz, außerhalb von «seinem Paradies» zu leben . . . ein Schmerz, der ihm immer die schönsten Gedichte eingab.

Das tatsächliche Vaterland starb ab, aber ein anderes Vaterland blieb in mir zurück. Das geistige Vaterland, das meinige, das eigentliche. Das Schweigen, das das Blattwerk der Bäume erfrischt, spricht zu meinem Ohr. Die langsame Anziehung, die es auf mich ausübt, bereitet mir Schmerzen, aber dieser Schmerz ist deine Auferstehung als natürliche Gegenwärtigkeit aller Dinge, natürlich

und bewunderungswürdig . . . von allen Kreaturen der Welt bist du die verheißungsvollste.

Den Schmerz seiner Exiljahre, die auch die meinen waren, habe ich von ganzem Herzen mit ihm geteilt, habe sein ständiges Leid, seine Sehnsucht nach allem, was ihm so lange verwehrt war, nachempfunden. Gelegentlich händigte man ihm auf seinen guatemaltekischen Paß ein Touristenvisum für fünfzehn Tage aus. Jahre hindurch war sein einziger Paß der Ehrenpaß, den in Argentinien diejenigen erhalten, die dort Asyl gefunden haben.

Das Leben im Exil bedeutete für ihn nicht nur Sehnsucht nach freundschaftlichen und familiären Bindungen, sondern auch Sehnsucht nach seinem Himmel, seinem Land, seinen Leuten. Schweigend und bewegt betrachtete er die Touristenprospekte, in denen «seine Indios» in ihren bunten Kleidern zu sehen waren. Da er spürte, daß ich seinen Schmerz teilte, sagte er mir einmal folgende Worte, die ich nur für mich aufgeschrieben habe:

Wenn ich die Hände auf diesen Katalog lege, dann ersteht vor mir das Land mit seinen Seen und Bergen und seinen Indios. Sie allein sind seine rechtmäßigen Bewohner, seine einzigen Herren. In natürlicher Verbindung mit seiner Erde leben sie allein, sie bewohnen und spüren sie. Sie waren, sind und werden die einzigen Herren dieses Landes sein. Sie sind ein Teil dieses Landes. Sie werden seine Bräuche durch die Jahrhunderte bewahren und seine historische Realität darstellen. In ihnen müssen wir das wahre Maß dieses Landes suchen: ein Maß, das bis zu den Träumen reicht und ihr Schicksal absteckt! Durch welches Wunder ist dieses Land entstanden, das wie ein Traum entflieht und sich dann wieder als greifbare Realität der unberührten Schönheit nähert? Ein Traum, aus dem ich nie erwachen will, eine ferne Sanftheit, die ich nie vergessen möchte. Bei diesen Erinnerungen wird Angst in mir wach. Angst, mich jeden Tag ein Stück weiter von ihnen, von meinen Indios entfernt zu wissen. Diese Entfernung gemahnt mich manchmal an ein furchtbares Mysterium, das des Todes, der mich fern von diesem Paradies, nach dem ich mich sehne und das ich empfinden möchte wie etwas sinnlich Wahrnehmbares, überraschen könnte.

Das war in seinen letzten Lebensmonaten . . . Um dem Pariser Winter zu entkommen, hatten wir eine Reise in den Senegal geplant, aber Studenten bewogen uns dann, an die Universität von Teneriffa zu kommen. Bei unserer An-

kunft waren wir sehr erschöpft und wurden im Hause eines engen Freundes, des Doktor Juan Diaz, willkommen geheißen, einem milden, blumenumrankten Schlupfwinkel, voller Blüten und tropischer Gewächse. «Puerto Rico» war der Name dieses unvergeßlichen Stückchens Land. Miguel Angel war sehr entkräftet, konnte nicht schreiben und diktierte mir die oben zitierten Sätze . . . Ich hoffe, daß sie eine furchtbare Willkürmaßnahme in ihrem ganzen Ausmaß bloßstellen werden, die Ungeheuerlichkeit, einem Künstler den Kontakt mit seinem Land, mit seinem Eigensten zu verwehren, denn in seinem Empfinden gewinnt diese Grausamkeit unvorstellbare Ausmaße.

Er liebte andere Völker, alle Völker, die er kennenlernte. Er liebte Paris, Venedig, Griechenland, Salamanca, Madrid, Stockholm, Bukarest, Moskau, Mexiko, Yukatan, Jerusalem, Buenos Aires. «Ich bin ein Exilierter aus Buenos Aires», sagte er immer zu Freunden von dort, Freunden aus Argentinien, dem Land, in dem er so viele Jahre gelebt hatte und dem er sein Gedicht «Hoch ist der Süden» (*Alto es el sur*) widmete.

1964 fuhren wir auf Einladung des Studentenverbandes nach Schweden. Er war erstaunt über das zuvorkommende Benehmen dieser jungen blonden Leute, die uns in unserem Zugabteil zwischen Lund und Göteborg am 19. Oktober, seinem Geburtstag, mit riesigen Blumensträußen überhäuften.

Für diesen unermüdlichen Reisenden war der Aufbruch ein Lebensausdruck. Ich sehe mich noch, wie ich ständig Koffer packe und wieder auspacke und jede Stadt mit einem Gefühl der Zerrissenheit verlasse. Wir ließen dort so viele neue Freunde zurück . . . Er huldigte einem wahren Freundschaftskult, und nichts, weder Ehrungen noch Preise, beeinträchtigten ihn in seiner Güte, Gefälligkeit, Einfachheit, Zugänglichkeit und Bescheidenheit. Darum brachte man ihm überall so viel Zuneigung entgegen. Bei unserer letzten Reise nach Teneriffa, auf die Kanarischen Inseln, stellte ich, als er schon in Madrid war und sein Gesundheitszustand mich stark beunruhigte, folgende Überlegung an: «Wir hätten Paris oder zumindest Dakar nicht verlassen sollen.» Sofort entgegnete er: «Wir wollen doch all die Freunde nicht vergessen, die wir seinerzeit gefunden und zurückgelassen haben. Denk doch an unsere Ankunft in Santa Cruz auf Teneriffa oder auch an Las Palmas auf Gran Canaria, und jetzt in Madrid . . .» Freundschaft zählte für ihn mehr als vieles andere . . .

Er liebte die Völker und interessierte sich für ihr Schicksal. Er las täglich mindestens drei Zeitungen, und wenn ihn irgendein Ereignis beunruhigte, wartete er besorgt auf die Fernsehnachrichten. Ein Journalist, der ihn anläßlich der Verleihung des Lenin-Friedenspreises in Moskau interviewte, erzählt, daß ihn

der angsterfüllte Ton überrascht habe, in dem Asturias ihn fragte: «Nun, wie steht es in Lateinamerika?»

Alle zu erwartenden Ehrungen beschäftigten ihn nicht so sehr wie die Beunruhigung angesichts der Lage seines Landes, das sich am Rande des Bürgerkriegs befand.

Schauen wir der Wahrheit ins Gesicht und suchen wir Gerechtigkeit, unser Amerika brennt von unerfüllten Forderungen, seien wir seine Stimme, reden wir für unsere Völker, nehmen wir uns der dringlichen Aufgabe an, ein besseres Amerika aufzubauen . . .

Er, der seit seiner Jugend gegen grausame Diktaturen kämpfen mußte, war ein entschiedener Pazifist und lehnte Gewalt aus Überzeugung ab. Nach dem Sturz Estrada Cabreras wurde der Dichter José Santos Chocano von einer besessenen Menge verfolgt, die ihn lynchen wollte. Miguel Angel und ein anderer Freund, ich glaube, es war Eugenio Silva Peña, versteckten Chocano und retteten ihm so das Leben. Santos Chocano war für sie der Meister, der ihnen die Handhabung des Verses, auch die Kunst des Pastiche beigebracht hatte. Ein anderes poetisches und journalistisches Vorbild war für ihn Porfirio Barba Jacob.

Im Angesicht der Diktaturen, für die das Wort Frieden eine aufrührerische Lösung ist, war er einer der ersten Begründer der Friedensbewegung in Amerika. In seinen letzten Lebenstagen schrieb er eine Botschaft an die Jugend, die er auf einem Kongreß verlesen wollte. Seine Krankheit hinderte ihn daran, und die Botschaft wurde auf dem großen Volksfest der «Humanité» vorgelesen.

Durch Euch, junge Menschen von fünf Kontinenten, finden wir unseren Glauben an die Menschen wieder . . . Ihr seid die künftige Menschheit . . . Wir bitten Euch nur, Euch nicht in den Dienst des Krieges zu stellen und Eure Herzen zu bewahren, damit das Licht des Lebens Euer Denken bestimme.

Auf dem Friedenskongreß in Helsinki ergriff er das Wort und sagte mit jener Stimme, die aus der Kraft seines Geistes zu kommen schien:

Waffen, Waffen anstelle von landwirtschaftlichen Geräten, von Maschinen und Lebensmitteln . . . Waffen schickt man in unsere ausgehungerten, unterernährten Länder. Gegen welche Feinde richten sich diese Waffen? Gegen befreundete Völker, gegen unsere Brüder, mit ihnen sollen Aufstände von Menschen

niedergeschlagen werden, die an der Grenze des Erträglichen leben, Waffen gegen Protesterhebungen, mit denen die Völker nur ihre Forderungen einer ungerechten Ordnung gegenüber geltend machen.

Das Leben des heutigen Menschen hat sich nicht verbessert, er ist noch immer der furchtbaren Geißel von Krieg, Hunger und Unkultur ausgesetzt. Auf der einen Seite bietet die Welt ein Schauspiel von Armut, diktatorischen Regimes und Folterungen und auf der anderen Seite das des unmoralischen Überflusses und des rasenden Konsums, eine Beleidigung angesichts des Elends — wir sehen es jeden Tag im Fernsehen —, des Elends der dritten Welt, der es am Lebensnotwendigen fehlt.

Das Schicksal des Menschen erfüllt die Gelehrten in ihren Laboratorien mit Unruhe und Angst. Die Wissenschaft muß eine Hoffnung darstellen, die Möglichkeit einer menschlichen Umgestaltung in der dritten Welt bieten. Aus der Anwendung moderner wissenschaftlicher Methoden dürfen nicht nur einige wenige Nutzen ziehen, sondern die riesigen Bevölkerungsschichten, die inmitten einer märchenhaft reichen Natur Hungers sterben, weil eine entwickelte Landwirtschaft und technische Hilfsmittel fehlen. Es heißt, daß an unseren Universitäten Gewalttätigkeit und der Geist der Revolution heranreifen, und man sieht nicht, daß die eigentliche Revolution in unserer gegen die Zukunft abgeriegelten Welt dann eintreten wird, wenn die jungen Menschen den Zweck ihres Studiums darin sehen werden, sich technisch auf ihre Mithilfe bei der Lösung des menschlichen Geschicks vorzubereiten.

In unserer auf Technik orientierten Zivilisation scheint der Schriftsteller bei jeder neuen Generation, die von den Wundern der Technik und der wissenschaftlichen Forschung angezogen, gebannt, hypnotisiert wird, an Achtung zu verlieren. Ich aber sehe, daß diese Entwicklung der Technik den Möglichkeiten einer menschlichen Kultur neue Horizonte eröffnet, und darum habe ich die Freundschaft von Wissenschaftlern gesucht. Obwohl ich ein Neuling in diesen Wissenschaftsdisziplinen war, bereicherten mich diese Bekanntschaften durch das Beispiel des Glaubens, das diese Gelehrten geben, die zum Wohl der Menschheit arbeiten.

Wie viele andere Generationen Lateinamerikas hat auch die von Miguel Angel alle Elemente ihrer intellektuellen Bildung aus Frankreich bezogen. Frankreich war die Quelle, aus der die Ideen der Freiheit und Schönheit entsprangen.

Als Asturias nach Frankreich kam, war er erst dreiundzwanzig Jahre alt. Sein ursprüngliches Reiseziel war England, wo er seine Studien des Völkerrechts

und der Volkswirtschaft vervollständigen wollte. Er selbst aber erzählte, daß er von London sehr wenig gesehen habe, weil er lange Stunden im Britischen Museum oder in der Nationalbibliothek bei der Lektüre historischer und archäologischer Werke über Südamerika zugebracht habe. Am 14. Juli beschloß er plötzlich, einen Sprung nach Paris hinüber zu machen, um bei den Feierlichkeiten anläßlich des französischen Nationalfeiertags dabeizusein. Die Ankündigung von Vorlesungen über die Religionen Mittelamerikas von Professor Georges Raynaud an den Mauern der Sorbonne bestimmte ihn jedoch zu bleiben, denn er trug die Liebe zu seinem Volk im Herzen, und die Probleme der Einheimischen, die ihn beschäftigten, waren das Thema seiner juristischen Dissertation gewesen: «Das soziale Problem des Indios» (El problema social del Indio). Wenn man auch behauptet hat, daß diese Dissertation in einem eher romanhaften als wissenschaftlichen Stil geschrieben sei, so erhielt sie doch die Goldmedaille und den Galvez-Preis der Universität. Interessant mag der Hinweis darauf sein, daß amerikanische Universitätswissenschaftler sie heute als einen ausschlaggebenden Beitrag zum Studium des Eingeborenenproblems betrachten.

Ich erinnere mich an bestimmte Passagen eines seiner Artikel:

Am Grunde meines Herzens bewahre ich noch das Bild des provinziellerhaft schüchternen jungen Studenten, der sehr erregt einen Vorlesungssaal der Sorbonne betritt und beinahe wie im Traum von seinem Platz aus den großen Professor mit solchem Respekt von unserer alten Zivilisation sprechen hört, daß man sich wie bei einer Predigt in der Kirche fühlt. Plötzlich bemerke ich, daß Professor Raynaud seine Blicke auf mir ruhen läßt, und denke, daß ich mich vielleicht auf einen falschen Platz gesetzt haben könnte, ich setze mich auf einen anderen Platz, aber der Blick des Professors folgt mir auch dahin. Als die Vorlesung zu Ende ist, stürzt er auf mich zu und fragt mich ganz erregt: «Sie sind Maya?» «Ja, Herr Professor», antworte ich, «ich komme aus Guatemala.» Er nahm mich am Arm und führte mich zu seinem Haus. An diesem Tag begannen für mich die geistsprühenden Stunden von Paris und der Sorbonne.

Diese Kollegs dauerten fünf Jahre, und unter der strengen Anleitung des großen Gelehrten übersetzten wir zusammen mit dem Mexikaner Gonzalez de Mendoza das heilige Buch der Mayas, El Popol Vuh (Paris 1927), und einen anderen der drei großen überlieferten Texte der Maya-Kultur, Los Anales de los Xahil (Paris 1927), aus dem Maya-Quiché ins Spanische. Außerdem schloß Miguel

Angel im Paris des Surrealismus, in den Cafés La Rotonde, La Coupole, La Closerie des Lilas, Freundschaft mit Künstlern und Dichtern. Breton, Aragon, Tzara und auch Desnos, für den er eine brüderliche Zuneigung empfand und an den er sich immer erinnerte, Edgar Varese, der von Asturias' «Legenden» begeistert war und mit dem er in der Folgezeit einen langen Briefwechsel unterhielt; Paul Eluard, Picasso, Utrillo . . . Die Liste seiner Freunde wäre ziemlich umfangreich. Ich habe ihn gehört, wie er im Hause des großen Ija Ehrenburg diesen Lebensabschnitt mit köstlichen Anekdoten wieder heraufbeschwor. In einem seiner Artikel erzählt er:

In den Cafés gefielen wir jungen Lateinamerikaner uns darin, von den Schreckensstaten unserer Diktaturen zu erzählen, «um die Zivilisierten zu schocken». Aus diesen Erzählungen gingen die Kapitel des Romans «Der Herr Präsident» hervor.

Ich glaube, daß Robert Desnos einer von denen war, die ihn antrieben, dieses Buch so schnell wie möglich zu schreiben, damit von dem Nuancenreichtum der mündlichen Erzählung nichts verlorengehe. Die Disziplin, die in den sprachwissenschaftlichen und archäologischen Vorlesungen von Professor Raynaud herrschte, war sehr hart für diesen träumerischen Poeten, den es in das Paris der Jahre 1923 bis 1928 verschlagen hatte. Nach den Unterrichtsveranstaltungen an der Sorbonne ging er an die Korrektur der «Legenden aus Guatemala», die 1930 in Spanien beim Verlag Oriente erschienen. Inzwischen hatte Francis de Miomandre sie auch ins Französische übersetzt. Die «Legenden» wurden 1932 in den «Cahiers du Sud» veröffentlicht, die sein Freund Jean Balard in Marseille leitete. Miomandre hatte die fertige Übersetzung der «Legenden» Valéry vorgelegt, der begeistert war und gestattete, daß ein Brief von ihm dem Buch als Einleitung vorangestellt würde. Der berühmte Brief Valérys war die für das gesamte zukünftige Werk Asturias' entscheidende Ermutigung. Diesem schüchternen jungen Mann wurde damit das Recht zugesprochen, seine eigenen Flügel zu entfalten.

Dann begannen seine Reisen. Zuerst nach Kuba, wo er Vorträge hielt, die später unter dem Titel «Architektur des neuen Lebens» (Arquitectura de la vida nueva) gesammelt erschienen. Von allen Seiten wurde er um Artikel gebeten . . . Aber als Asturias sich aufmachte, um Valéry für seinen Brief zu danken, nahm ihm der große Dichter das förmliche Versprechen ab, Paris zu verlassen. «Es wird Ihnen sehr leicht fallen, die Franzosen nachzuahmen, aber Sie werden

nicht Sie selbst sein. Kehren Sie in Ihre Welt, in Ihre Natur zurück . . . » Und als Asturias ihm erklärte, daß in der derzeitigen Epoche in Guatemala ein anderer Herr Präsident herrschte und daß seine Rückkehr viele Risiken in sich schliesse, forderte Paul Valéry ihn auf, sich in irgendeinem Land niederzulassen, das dem seinen ähnlich sei. Im Juli 1933 kehrte er nach Guatemala zurück:

«Ja, ich ergreife die Flucht trotz der Warmherzigkeit solcher Freunde wie Sie», schrieb er an Jean Balard, «ich fliehe wie ein von Heilung bedrohter Blinder, ich befinde mich auf einem Schiff, das mich auf die andere Seite des Atlantik bringt . . . Ich werde nicht über Marseille fahren, meine Reiseroute ist die des Strolches Rimbaud, aber ich werde sehr bald zurückkehren, im Geiste bin ich bei Ihnen allen, und da unten kann ich Ihnen sogar nützlich sein.»

Seitdem blieben die Fensterladen seiner Studentenbehausung an der Place de la Sorbonne in Paris geschlossen.

Die «Legenden» hatten schon den Prix Sylla Monsegur erhalten. In Guatemala gründete er den ersten Nachrichtensender, die «Luftzeitung», der der Diktator Ubico eine Menge Schwierigkeiten bereitete. Es ging darum, offiziell zugelassenen Nachrichten einen Doppelsinn zu geben und so die Wahrheit als Schmuggelware an den Mann zu bringen. Anfangs waren es die Jahre des Spanienkrieges, der Intervention Mussolinis und Hitlers. Für wahrheitsgemäße Informationen mußte man ungeheure Schlauheit aufbieten, und General Jorge Ubico zitierte Asturias ins Präsidentenpalais und drohte ihm: «Hören Sie, mein kleiner Herr, meine Feinde gehen nicht auf den Straßen spazieren, sondern liegen unter der Erde. Sie können gehen.» Man mußte die doppelte Geschicklichkeit aufbieten.

Dann kam der zweite Weltkrieg. Jetzt hieß es, angsterfüllten Herzens alle erreichbaren Nachrichten zu verfolgen und aus dem Wust verordneter Mitteilungen die ermutigenden auszusondern.

Frankreich überfallen, die Länder unterjocht, die Nazibarbarei, der Heroismus des Widerstands, der schon so viele Opfer gekostet hatte . . . Und die vordringlichste Hilfe . . .

Die Alliierten brauchten Haifischöl für ihre Flieger. Es wurde eine Gruppe gebildet, die nachts an den Küsten des Pazifik fischen ging. Auf offenem Meer konnte man dabei auch Radionachrichten hören, die auf Kurzwelle gesendet wurden und interessanter als die der offiziellen Rundfunkstationen waren. Und Miguel Angel erzählt: «Eines Nachts hörten wir auf dem Meer einen Aufruf

aus London.» Während seine Gefährten fischten, hörte er die Stimme de Gaulles, der im Namen des freien, Widerstand leistenden Frankreich sprach, das sich im Innern und im Ausland organisierte. Und Asturias, dessen Herz an diesem fernen Land hing, das ihn aufgenommen und ihm die Pforten zu Kultur und Erfolg geöffnet hatte, ging in diesen bitteren Stunden, in dieser Nacht daran, die Strophen seines Gedichts zu schreiben.

Das Gedicht wurde in einer Broschüre veröffentlicht, deren Umschlag ein Schiff mit dem Lothringer Kreuz auf den Segeln zeigte. Dieses sehr schöne Gedicht ist nicht nur bezeichnend für seine enge Bindung an Frankreich, sondern für alles, was das Wort Frankreich für ihn enthält und bedeutet. Der Erlös aus dem Verkauf des Gedichtes wurde dazu verwendet, ein Haus in einem etwas entlegenen Viertel von Guatemala-Stadt zu mieten, in dem die Botschaft des Freien Frankreich arbeitete. Am 14. Juli wie auch an allen anderen bedeutenden Festtagen trafen sich dort alle, die den Faschismus haßten.

Mit Verachtung ließ Ubico diesen bescheidenen Sammelpunkt des Freien Frankreich gewähren. 1944 wurde Ubico durch einen Volksaufstand, dem ein großer Streik der Lehrer und Eisenbahner vorausgegangen war, hinweggefegt. Arbenz war einer der Offiziere, die sich, nachdem sie die Garde verjagt hatten, des Präsidentenpalais bemächtigten. Nun kamen die begeisternden Jahre der Regierung Juan José Arevalos. «Heute Guatemalteke zu sein», sagte Miguel Angel, «heißt Bürger eines Landes zu sein, das jedem erlaubt, überall voll Stolz auf die eigene Nationalität aufzutreten. Ich bin stolz darauf, Bürger eines souveränen Staates zu sein, dessen Führer für soziale Gerechtigkeit und für die Befreiung der natürlichen Reichtümer unseres Landes eintreten.»

1950 löst Arbenz Arevalo als Präsident ab. Miguel Angel wird zum guatemalteckischen Geschäftsträger in Paris ernannt. Sein Buch «Der Herr Präsident» war 1946 in Mexiko im Verlag Costa Amic erschienen. In Paris übersetzte es Georges Pillement ohne Wissen Miguel Angels und schlug es für den Preis des Club du Livre vor. So wurde es als bester ausländischer Roman ausgezeichnet. Welch glückliche Wendung für ein Werk, das, nachdem es so viele Jahre verborgen geblieben war, von dem großen mexikanischen Essayisten Alfonso Reyes und von Gabriela Mistral mit Bewunderung begrüßt wurde! Dann folgten Übersetzungen in beinahe alle Sprachen. Unter all diesen Übersetzungen muß ich eine erwähnen, die aus Vietnam kam und auf Empfehlung Ho Chi Minhs hin angefertigt worden war. Mit dem Druck dieser Übersetzung wurde 1964 begonnen, aber nach dem Brand der Druckereien wurde er erst 1968 in Hanoi in einer unterirdischen Druckerei beendet. Zur gleichen Zeit veröffentlichte eine Jugendzeit-

schrift in Saigon zu Ehren des Nobelpreisträgers Asturias eine Anthologie seiner Erzählungen und Gedichte.

Als er 1953 nach Paris kam, um das preisgekrönte Buch vorzustellen, empfing das französische Fernsehen den «Herrn Präsidenten» in einem der elegantesten Salons der Place Vendôme. Die französische Kritik hat die Werke von Asturias immer mit Wärme aufgenommen. 1965 schlugen ihn die Mitglieder des französischen Pen-Clubs als Kandidaten für die Präsidentschaft des Internationalen Pen-Clubs vor.

Ermütigung, Freundschaft, Herzlichkeit, Großzügigkeit — all das fand er bei seinen französischen Freunden. 1966 kam er als Botschafter einer neuen demokratischen Regierung wieder. Und damals verlieh ihm auch die Schwedische Akademie den Nobelpreis für Literatur. All das wurde ihm unter dem Himmel von Paris zuteil, den er so liebte, und ich erinnere mich bewegt an diese goldenen Tage in einem milden Winter. Wie liebte er die Dämmerung in Paris, diesen Himmel, den er von den Kais aus zusammen mit seiner guten Freundin betrachtete, der argentinischen Malerin Margot Portela Parker, die sein Stück «Liebschaften ohne Kopf» illustriert hat.

Auf Initiative von Malraux wurde in Paris, im Grand Palais, eine Ausstellung der Maya-Kunst von Guatemala eröffnet, die dann in allen großen französischen Städten gezeigt wurde und später, auf Wunsch des Königs Gustav von Schweden, auch in Stockholm.

Miguel Angel verließ jeden Ort in dem Glauben, zurückkehren zu können, aber das Schicksal wollte es anders. El Salvador, wo er Botschafter der Regierung Jacobo Arbenz gewesen war, verließ er nach der Invasion des Söldnerheers unter Oberst Castillo Armas, und als er abfuhr, meinte er, daß er zurückkehren werde . . . «Ein Land, das man liebt, verläßt man niemals endgültig . . .»

Als er den Vorsitz eines Kolloquiums über Négritude und Lateinamerika übernahm, das im Senegal stattfinden sollte, war er zwar krank, wußte aber nicht um den Ernst seines Zustands. Vor der Abreise schritt er zu den nötigen Formalitäten, um selbst all seine Manuskripte, die Originale seiner Bücher, seine Korrespondenz und seine Dokumentation, alles, was er während der fünfundzwanzig Jahre unseres gemeinsamen Lebens aufbewahrt hatte, zum Dank für die treuen Dienste des Nationalen Forschungszentrums und der Universität von Nanterre Frankreich, der Nationalbibliothek zu vermachen. Es war mein Wille, daß all das, was ich zwar ehrfürchtvoll bewacht hatte, was Frankreich aber aus seinen Händen empfangen mußte, von ihm dem Lande vermacht werde und nicht von mir. Wo konnten diese Schriften der Schönheit, der

Träume und der Kämpfe besser überdauern als in seinem geistigen Vaterland? Wie er selbst gesagt hatte: «Für die, die schweigen, werde ich weitersprechen.» Hier, von dieser Stadt aus, die er so sehr liebte und in der seine sterblichen Überreste ruhen, wird er für immer als Die Große Sprache seines Volkes und seines Amerika wirken, seines guatemaltekischen Vaterlands, das in ihm stets den «Einzigsten Sohn Tecum-Umans, den Neuen Großen Maya-Häuptling» lieben und ihn immer als den Schutzherrn unserer Sprache bewundern wird!

Nichts kann das besser verdeutlichen als die Begrüßungsansprache, die die Indianerin Alicia Cotzoyay ihm in Quiché, Cakchiquel und Spanisch im Namen aller einheimischen Gemeinden hielt, die ihn 1963, bei der Rückkehr in seine Heimat nach zwölfjähriger Abwesenheit, begrüßten:

«Viele von uns, beinahe alle, können nicht lesen, aber alle kennen dich. Wir wissen, wer du bist, denn die, die lesen können, geben deine Aussprüche und Verse an uns weiter, und wir wissen, daß du, selbst als du weit von uns entfernt und von Ruhm umgeben warst, dein Volk niemals vergessen hast, diese Menschen, für die du stets Gerechtigkeit, Schulen, Land für die Maisaussaat, um den Hunger zu stillen, gefordert hast. Wir glauben an dich und wir sind voller Hoffnung, wenn wir wissen, daß ein so großer Dichter wie du für uns kämpfst. Wir verlieren die Hoffnung nicht, auch wenn wir schon seit vierhundert Jahren darauf warten, daß man uns Schulen gibt und Land, auf dem wir unseren Mais und unsere Bohnen anbauen können. Wir denken an dich wie an unseren Tecum-Uman, den wahren Vater unserer Nation, der starb, als er sein Haus- und sein Volk verteidigte. Darum bringen wir dir heute als eine schlichte Ehrung, die wir dich anzunehmen bitten, sein Bild dar, in das dein Gedicht eingraviert ist.» Was werden seine treuen Indios jetzt zu dem endgültigen Fortgang ihres großen Oberhauptes sagen? Wissen sie, von welchem Planeten aus er uns betrachtet und uns erhellt? Werden sie verstehen, warum er sich in dieser freiheitlichen Erde zur Ruhe legen mußte, die ihn aufgenommen hat wie einen ihrer Söhne?

Dich singe ich, Frankreich, bevor die tausendjährige Schlaflosigkeit
meiner transparenten Rasse mich dem Schwarm der Gestirne zurückgibt;
bevor meine Zunge, loses Blatt im Wind
sich an von Jadestein scharfen Schreien zerschlitzt,
jetzt, da die Wahrzeichen durch meine Augen flugs zur Ansprache ziehen . . .

Ich verschwand aus deinen Augen, um in deinen Tränen zu sein!
Unter all den Wachenden liege ich allein im Schlaf,
die Geißel zwischen den Zähnen, um im Tod zu zerschellen . . .

Blanca Asturias: Miguel Angel Asturias, Leben und Arbeit

Das Sterben der Welt in meinen schwarzbraunen Händen
und das schreckliche Blinzeln derer, die sterben . . .

und . . .

und wir werden nicht schweigen — Gesang, Stöhnen, Schrei —
werden nicht schweigen

bis du zurückkehrst, zu sein
in der erhabenen Freiheit der Reagenzgläser deiner Laboratorien,
in deinen Schulen, die die Kometen geistig beschützen,
auf den Feldern, deinen Schafherden, deinen Rebenhängen und
deinen Fabriken
dem, was nicht zwischen der Erde sein kann und einem Schuh.

Aus dem Französischen von Brigitte Schmidt